

Von Bibel und Heiliger Schrift

Bekenntnis und Orientierung¹

1 Fragen

Warum soll die Bibel ein Thema der gegenwärtigen Religionspädagogik sein? Warum soll es wichtig sein, dass Schüler/innen in deutschen Schulen mit der Bibel in Berührung kommen? Und von der entgegen gesetzten Seite gefragt: Tut es der Bibel überhaupt gut, wenn sich die Religionspädagogik ihrer annimmt? Die Bedingungen und Begründungen, unter denen religionspädagogisch gearbeitet wird, vielleicht gearbeitet werden muss, sind einer Beschäftigung mit der Bibel, bei der diese mit ihrem Eigenen und auf ihre eigene Weise zu Wort kommen darf, wenig günstig.

Aber da fängt der Streit bereits an: Was wäre denn das Eigene der Bibel, das sie laut werden lässt? höre ich listig fragen. Als Antwort würde eine Zusammenfassung, eine Formel, erwartet, die sich notwendigerweise im Gestus dogmatischer Positionalität intellektuell über die Bibel erhebt, von ihren eigenen Wortlauten abstrahiert und damit jedem Widerspruch auf derselben Ebene ausgeliefert ist. Wenn das Eigene der Bibel, das sie laut werden lässt, *definiert* – also »fest-gestellt« – werden könnte, wäre die Bibel selbst entbehrlich, auf einer angeblich »höheren« Ebene gleichsam »aufgehoben«, eingeordnet und damit um ihr Wesentliches gebracht: nämlich um den lebendigen Vorgang, in dem sie sich äußert

¹ »Bibel« und »Heilige Schrift« sind hier nicht als Begriffe gebraucht, sondern als Aspekte. »Bibel« hat eine literarische, auch schulisch-philologische Akzentuierung. »Heilige Schrift« konnotiert christlich-religiösen Gebrauch. Materialdidaktisch lassen sich in der Schule die expliziten religiösen Einstellungen nicht einfach ausklammern, weil »Bibel« andernfalls zu einem abstrakten Kunstgebilde wird. »Bekenntnis« im Untertitel, das immer auch »orientiert«, signalisiert, dass von Heiliger Schrift nicht unter Absehung der Person des Autors zu handeln ist. Er steht selber für seine Sache gerade, Referenzen, auch Selbstreferenzen entlasten wenig. So habe ich die Literaturhinweise aus Platzgründen eingespart. Die Expert/innen und Doktorand/innen wissen sowieso Bescheid. Die wissenschaftliche Diskussion ist durch den Kontext des Jahrbuchs repräsentiert. Darüber hinaus verweise ich mit Nachdruck auf die bei De Gruyter im Erscheinen begriffene Habilitationsschrift von *Martina Kumlehn*, *Geöffnete Augen – gedeutete Zeichen. Historisch-systematische und erzähltheoretisch-hermeneutische Studien zur Rezeption und Didaktik des Johannesevangeliums in der modernen Religionspädagogik*, Bonn 2006.

und von lebendigen Leuten mit Leib, Seele, Herz und Verstand wahrgenommen wird.

Es ist ein geschichtlich altes Lied, bei Luther und dem jungen Melanchthon, im Pietismus, im 19. Jahrhundert: Wenn sich die Kirche in dogmatischen Systemen, ideologischen Voreingenommenheiten verstrickt, ist es die Bibel, die neue Ansätze für das christliche Leben zuspiziert bzw. auf die Frage danach reagiert. Sogleich aber sei nachdrücklich hinzugefügt: Damit die Bibel tatsächlich neue Möglichkeiten zuspizieren kann, ist wiederum eine »Dogmatik« nötig, die ihr Freiraum lässt, ein Rahmen, ein Kategoriensystem (oder wie das jetzt zu nennen wäre), das die Bibel vor der Bevormundung ihrer Lebendigkeit schützt. In diesem Zusammenhang wäre geradezu Rudolf Bultmann als Kronzeuge aufzurufen. Die Formalität seiner Kategorie *Kerygma* und die für seine Schüler/innen zum Schibboleth gewordene Unterscheidung von *existential* und *existentiell* hatten genau die Funktion, die Inhaltlichkeit des biblischen Wortes im *Ereignis* seines heutigen Gesagtwerdens offen zu halten. Im Folgenden geht es mir um eine Verständigung über einen solchen »Rahmen«.

Dem »Gesagtwerden« entspricht das individuelle Ereignis des »Hörens«, von dem in der 1. Person des Singulars zu reden ist. Objektivierende und abstrahierende Rede wird dem, was ich sagen will, schwerlich gerecht. Vielleicht dient es der Verständigung, wenn ich mir herausnehme, hier auch von mir zu reden. Ich will zunächst an Szenen meiner Kindheit anschaulich machen, wie und in welchem Gebrauch die Bibel mir für die christliche Religion zentral geworden ist.

2 Erinnern

(1) Die großformatige, monumentale Bilderbibel von Schnorr von Carolsfeld² ist heute gewiss nicht jedermanns Ding. Als Kind im Kindergartenalter hat sie mich fasziniert. Es war viel Detail zu sehen. Ich lag im Wohnzimmer auf dem Bauch vor dem aufgeschlagenen Buch und hatte in der Abfolge der Blätter – ehrfürchtig – die ganze Welt vor mir: von der Schöpfung bis zur Erscheinung des (weiblichen, Apk 21,1f.) Neuen Jerusalem. Die Welt, jedenfalls ihre Gebäude, waren aus mächtigen Quadern gefügt. Auf den ersten Seiten kam Gott Vater auf mich zugeschwebt, in einen weiten Mantel gehüllt. Mit gereckten Armen schob er oben und unten auseinander. In breiten Bahnen ging dort das Licht von ihm aus und legte sich über die wabernden Wolken der Finsternis. Sein edles, gestrafftes Antlitz war von lockigem Haar und einem gepflegten Bart umrahmt. Seine Augen waren geschlossenen (weil noch nichts zu sehen war?), auch sein Mund (obwohl er doch gerade sprach). Mehr als

2 Julius Schnorr von Carolsfeld, *Die Bibel in Bildern*. 240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet Leipzig 1853 (Jahreszahl unter der Goldprägung des Einbands). Ich benutze die Ausgabe von 1860 (vgl. dazu Christine Reents, Art. Schnorr von Carolsfeld, Julius Veit Hans, in: LexRP 1919–1921).

die Schöpfung erstaunte mich, dass der Mann keine Füße hatte (brauchte er sie nicht, weil er schwebte?). Seite später versoff die ganze böse Menschheit in der Sintflut: Ich war mit den auserwählten Tieren bei Familie Noah in der Arche geborgen. Unter den Holzschnitten stand lutherisch deutsch ein Bibelzitat zur Charakterisierung der Szene. Ich konnte noch nicht lesen, aber manche von den Sprüchen konnte ich vom Vorlesen auswendig und posaunte sie laut ins Zimmer. – In der Erinnerung kommt es mir so vor, als hätte ich die Unterbrechung des alltäglichen Spielens auf der Straße durch die herausgehobenen Zeiten solcher versunkener Betrachtung als ein Für-mich-selber-Sein besonders genossen. Das Buch wurde mir immer mit gewisser Feierlichkeit übergeben und ich versank in die fremde, statuarische Welt Gottes. Die Bibel stiftete selbst das Ritual ihrer Meditation, in der sich die ganze Welt aus der Perspektive Gottes erschloss.

(2) *Einige Jahre später.* Das Radio war voller Jubel über einen Sieg des »Führers« Adolf Hitler, tief in Russland, das »unsere« Wehrmacht überfallen hatte. Der sechsjährige Enkel hat wohl beim Großvater die Propaganda nachgeplappert. Der Großvater, schwäbisch: der »Ähne«, Arbeiter in einer Trikotagenfabrik, war ein zaghafter Mann. Jetzt aber straffte sich seine Gestalt. Er richtete sich vor dem Enkel hoch auf, gleichsam zu einer Prophetenfigur, und sprach in befremdendem Hochdeutsch einen einzigen gewichtigen Satz: »Aber – der – König – tat, was – dem – Herrn – übel – gefiel.« Ich kannte aus der Bilderbibel die Fortsetzung: Der Herr werde den frevelnden König alsbald zur Strafe sterben lassen. Ich war mir der Bedeutung des Satzes voll bewusst. Ich schämte mich. Der Ähne hatte sein Wissen aus Gottes Wort (ich habe früher schon einmal davon berichtet): Am Samstag nach dem Nachessen pflegte er für sich eine private Andacht: Er zog die Lampe über dem Tisch herunter, holte die Bibel aus dem Regal, schlug sie auf, wo er letzte Woche stehen geblieben war, netzte den Zeigefinger mit Spucke, beugte sich über das Buch und las murmelnd Wort für Wort, indem der Finger unter der Zeile dahin glitt. Offenbar war er damals in seiner Lektüre gerade im zweiten Teil von 1. Könige angelangt. Das gemurmelte Gotteswort aus seiner Bibel reihte für ihn wie von selbst den Adolf Hitler unter die in Israel regierenden Verächter von Gottes Gesetz. Der Ähne sprach selten prophetisch, eher war der Sarkasmus seine Sache. Aber durch seine Andacht bekam er Grund unter die Füße. Von seiner Bibel wusste er, was Unrecht war und dass es keinen Bestand hat.

(3) *Die dritte Erinnerung,* jetzt eines Neunjährigen: Ich saß am späten Vormittag des Karfreitags allein am Frühstückstisch. Die anderen Hausbewohner waren alle im Gottesdienst. Neben den Frühstücksteller hatte mir meine Mutter eine aufgeschlagene Broschüre gelegt: In Schwarzweiß hatte ich das Kreuzigungsbild des Isenheimer Altars vor mir. Ich genoss die ungestörte Stille im Haus und vertiefte mich in die Abbildung. Meine Betrachtung fasste nur den Gekreuzigten ins Auge; die Umstehenden: den Täufer mit seinem langen Zeigefinger und die in die

Arme des Lieblingsjüngers sinkende Maria waren für mich (wenn sie überhaupt mit abgebildet waren) ohne Belang. In der Kirche traute ich mich nie genau hinzusehen, wie der fast nackte Jesus ausgespreizt und tot da hing. Jetzt betrachtete ich die Figur mit großem, fast technischem Interesse: die Nägel, die Dornenkrone, das tote Gesicht, die bösen Spuren der Geißelung, auch die Überdehnung, in die der Körper bei der Anagelung versetzt worden war. Die Passionsgeschichte, mit ihr die Bibel im Ganzen und das stille Wohnzimmer schlangen mit und machten das Hinsehen sehr, sehr feierlich. Ich erinnere mich deutlich an ein anhaltendes großes Glücksgefühl, das mich durchströmte. Mit diesem Bild hatte ich wie ein Erwachsener das Geheimnis der Welt und des Lebens vor mir. In der Sachlichkeit dieser »Meditation« war mir der »Herr Jesus« nahe – und ich, selbstvergessen, ihm.

Der Pfarrersbub hatte längst mitbekommen, dass die Sache mit dem Christentum schwierig ist. Ich versuche, die Perspektive des Kindes einzunehmen: *Vaters Kollege im Städtchen ist pietistisch. Wir sind das nicht; wir müssen nicht fromm tun. Wir sind in der Bekennenden Kirche. Meine Mutter betet mit mir jeden Abend für Martin Niemöller, der im KZ eingesperrt ist. Und Vater studiert immerzu, um heraus zu kriegen, was er in der Kirche predigen muss. Aber jetzt ist er im Krieg ...* Durch die deutliche Differenz zwischen erwecklichem Gemeinschaftschristentum im Städtchen und einer kleinen Bekenntnisgemeinde, die zum Pfarrhaus hielt, wurde in diesem Buben eine lebenslang begleitende theologische Reflexivität angelegt. Der Kern, um den das Christentum kreiste, war diese Gestalt des Jesus Christus am Kreuz, von dem im Kindergottesdienst erzählt wurde, wie er die Sünder annimmt (Jawohl: Sünder!) und sie fröhlich macht. An Ostern ist er dann wieder da: ganz anders, im Himmel – aber in der Kirche hängt er immer am Kreuz. Was ich als Widerspruch andeute, war für das Kind ein dunkles Geheimnis, von dem Wärme ausging, Geborgenheit wie im Gebet abends vor dem Einschlafen.

Die drei geschilderten Szenen zeigen einen Umgang mit der Bibel, der auf Prozesse eigenständiger Gestaltung angelegt waren. Wie der Bub an den Bildern der Bilderbibel sich die Geschichten, die mit und unter Gott spielen, ausphantasierend zu-rechtlegte, so hat der Ähne das gespürte Unheil von Judenverfolgung und Angriffskrieg in die Bibellektüre eingebracht und sich eine gesellschaftlich-politische Weisungsgeschichte aufgebaut. Für den Großvater und den Enkel war das häusliche Ritual der Raum, in dem sich die Bibel entfaltete. Hier wie dort wurde die Bibel nicht unter der Herrschaft von Zielen »nahe gebracht« oder »gedeutet«. Traditionsvermittlung vollzieht sich an »Vorgaben«, die kommen dürfen und sich dem konzentrierten Aufnehmen im geschützten Raum zu Eindeutigkeit und Verbindlichkeit bringen.

Natürlich hat sich das gesellschaftliche Umfeld, zumal Familie und Schule, in den vergangenen 60 Jahren radikal verändert. Die intimen Räume, in denen Kinder und Heranwachsende etwa die Bibel wahrnehmen könnten, sind nicht mehr vorgegeben, sie müssen immer wieder neu

aufgebaut und geschützt werden. Es geht mir nicht darum, vergangenen Bibelgebrauch zu wiederholen. Die *Fremdheit* der Bibel – und mit ihr auch der Erfahrungen mit christlich explizierter Religion – muss heute in Kirche, Schule und Öffentlichkeit religionspädagogischer Ausgangspunkt sein. Dies gesehen, muss dann aber auch der Wärmestrom, der in meiner Kindheit von der Bibel ausgegangen ist, das Tasten in der Unabschließbarkeit religiöser Orientierung und schließlich die Lebensdienlichkeit, die der erwachsene und alt gewordene Christ an ihr gewonnen hat, produktiv werden dürfen. Die Frage, in welcher Wertigkeit und Gestalt sich die Bibel, für heutige (individuelle) Wahrnehmung zum religiösen Gebrauch anbietet, muss gut überlegt werden.

3 Anfängen

Die Bibel liegt vor. Niemand käme heute auf die Idee, sie zusammen zu stellen, selbst wenn ihre Bestandteile zugänglich wären. Sie ist unter geschichtlichen Bedingungen *festgestellt* worden, die (absichtlich?) im Dunkeln liegen. Die Bibel liegt in umgrenzter und prinzipiell unabänderlicher Gestalt vor. Die Unschärfen an ihren Rändern machen die Grenze zu allem *nicht* Kanonischen umso deutlicher. Die Gattung, die den Bestand der Bibel umschreibt, ist die *Liste*. Listen ordnen Vorgegebenes. Das Ordnen ist gegenüber dem Gegebenen nachrangig und setzt letzteres voraus. Als Ordnung vollzieht sie ihre Ausgrenzung dennoch rigoros und ermöglicht geschützte Hingabe in Kreativität. Die Liste liegt auch den aneinander gereihten Inhaltsangaben zu den biblischen Büchern in der christlichen Antike³ zugrunde.

Die Bibel wird nicht durch Seitenzahlen erschlossen; sie ist – wenn man etwas finden will – durch die Abfolge ihrer Schriften organisiert. Diese stehen meist unter heiligen Namen, manchmal zusätzlich noch unter Bezeichnungen der jeweiligen Gattung. Manche evangelische Urgroßeltern heute haben in ihrer Jugend noch ein gereimtes »Inhaltsverzeichnis« auswendig gelernt, um die einzelnen Bücher in ihrer Reihenfolge zu finden: »In des Alten Bundes Schriften / merke in der ersten Stell: Mose, Josua und Richter / Ruth und zwei von Samuel ...«⁴ Wer das Lehrgedicht im Kopf hat und z. B. das Buch der »Sprüche« sucht, schlägt die Bibel freihändig auf, sieht, dass er sich gerade in der »Chronik« befindet und murmelt beim weiteren Blättern mit: »Esra«, »Nehemia«, »Ester« – schon ist er dicht dran: nur noch »Hiob, Psalter« – »dann die Sprüche«. Getragen von den Trochäen des Gedichts wird aus planlosem Blättern ein geordneter Weg, eine Wallfahrt. Wer die Suche nach einer Bibel-

3 Der Canon Muratori in *Edgar Hennecke und Wilhelm Schneemelcher* (Hg.), *Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung* 1, ³1959, 19.

4 Das Lehrgedicht stammt von dem Stuttgarter Pfarrer M. Georg Ernst Göz um 1800 (vgl. www.theologische-buchhandlung.de/lubireif.htm).

stelle nicht als Begehung begreift, kann sich nur wundern, welch didaktischer Aufwand getrieben werden muss, um auch nur das Aufschlagen der Bibel zu ermöglichen. Merke: Auch hier ist der Weg bereits Ziel.

Die Bibel signalisiert, dass sie sich vor unbefugten Zugriffen schützt: nicht einfaches Aufschlagen, sondern blätternes Wallfahren zum Gebrauch des *Heiligen Buchs* ist angesagt. Die Lektüre ist Eingeweihten vorbehalten, die sich darauf verstehen, sich dem Heiligen angemessen zu nähern: »Endlich schließt die Offenbarung das gesamte Bibelbuch. / Mensch, gebrauche, was du liesest, dir zum Segen, nicht zum Fluch.« Das ist eine deutliche Warnung. Noch die Katechetik des beginnenden 19. Jahrhunderts, die vom Einlassen auf die Bibel Wohlfahrt und Besserung des ganzen Volkes erwartete, warnte, dass der Gebrauch zum »Segen« eine gefährliche Kehrseite hat: falscher Gebrauch zeitigt *Fluch*.

Was aber wäre der »richtige« Gebrauch der Heiligen Schrift? Die Frage markiert die Ebene einer prinzipiellen Religionsdidaktik, die Grundsatzfragen nach ihren Inhalten und Formen in eigener Regie bearbeitet und nicht von vornherein weder der Rationalität imponierender Wissenschaftsdisziplinen noch der Schulwirklichkeit einfach ausliefert: Erbe von Wolfgang Klafki.⁵

Die christliche Bibel liegt vor. Sie fängt mit den Geschichten von der Erschaffung der Welt an, bei der niemand dabei war, um sie aufzuschreiben. Mit ihrem Anfang (und ihrem Ende: Apk 22: *Maranata*) umgreift die Bibel die Welt schlechthin. Die Bibel ist so »gesetzt«, dass ihr eigener Anfang (Gen 1,1) mit dem Urbeginn der Welt koinzidiert. Die Kanonisierung der Bibel mit diesem Anfang lässt einen programmatischen Aussagewillen erahnen, der das Ganze der Bibel und mit ihr – in theologischer Sicht – die Welt bestimmt.

Aber was heißt »Anfang«? Anfang kann naiv-positivistisch als Beginn einer Entwicklung angesprochen werden, die sich in jedem Stadium weiter und weiter von ihrem Beginn entfernt, bis dieser für die weitere Entwicklung nur noch von intellektuellem Interesse ist. »Anfang« ist dann *per se* alt und durch die nachfolgende Entwicklung überholt. Es ist gewiss bemerkenswert, dass es Kaiser Konstantin war, der den Sonntag unter staatlichen Schutz gestellt hat; aber für die Frage, ob der Sonntag *heute* als staatlicher Feiertag zu gelten habe, trägt dieses Wissen nichts aus; das Konstantinische Zeitalter ist vorbei. Zugrunde liegt einer solchen Vorstellung von »Anfang« die Linearität des Zeitstrahls, der sich von einem Anfangspunkt fort und fort bis ins Unendliche weiter entfernt und den Anfang hinter sich lässt. Vulgo: Die Zeiten, in denen man einfach hingenommen hat, dass Gott »an« oder »in« einem Anfang die Welt geschaffen hat, sind vorbei ...

Ein anderes Modell versteht »Anfang« als Ursprung, der sich immer wieder neu konstituiert. Im lateinischen *principium* (klassisch-griechisch: APXH) bringt sich der Ursprung im Durcheinander der Weltwirklichkeiten immer wieder neu ordnend zur Erscheinung und lässt seine Setzung nachvollziehen. *Principium* bedeutet sowohl

5 Vgl. Wolfgang Klafki, Das pädagogische Problem des Elementaren und die Theorie der kategorialen Bildung (Göttinger Studien zur Pädagogik, N.F. 6), Weinheim 1959 und weitere Auflagen.

»Anfang« als auch »Prinzip«, das dem gesetzten Anfang wieder und wieder Geltung verschafft. *Sicut erat in principio et nunc et semper ...* (in alter Übersetzung: »wie es war im Anfang jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit«) beschließt die Liturgie die Zuweisung der Ehre an den allmächtigen Gott, etwa nach der Rezitation eines Psalms. Indem Gott, und nur ihm, in der Rezitation die »Ehre« zugewiesen wird, ist der »Anfang« – unter Aufhebung der linearen Zeit – wirkende Gegenwart, quer zu den sonst herrschenden Zeitkonstruktionen.

These: Wir befinden uns mit der Bibel im Bereich der Religion, die ihren Raum derart konstituiert, dass sie einen – wie auch immer – transzendenten Gott setzt (und damit ihrerseits von diesem gesetzt ist). Dieser Gott lässt an der *Heiligen Schrift* seine Wirklichkeit in der Immanenz der Weltwirklichkeiten aufleuchten und setzt sich damit mit Menschen in Beziehung. Entsprechend mutet die Bibel zu, sich auf »Anfang« im Sinn von *principium* einzulassen. Mit der Setzung der Bibel ist gegeben, dass sich in der Religion, die in der Bibel gründet, dieser Anfang am gesamten Korpus der Bibel immer wieder neu vollzieht. Das Schaffen Gottes heute ist der springende Punkt, an dem sich die Schöpfung »im Anfang« der Genesis einspielt. (Nebenbei: »Im Anfang« setzt einen Anfang, vor dem nichts zu veranschlagen ist; »am Anfang« suggeriert einen Zeitstrahl, auf dem der Anfang aufgetragen ist). Im linearen Schema hätten wir es mit einem Gott zu tun, der die Welt in ihrem Anfang wie eine frühere Uhr aufgezogen hat und nun – während der Weltzeit – gleichgültig oder ohnmächtig – zusieht, was sich mit ihr abspielt.

Die Bibel »setzt« an ihren Anfang einen archimedischen Punkt, der die Weltentstehung »im Anfang ...« und ihren eigenen Anfang ineinander schiebt. Der »Himmel und Erde« schaffende Gott ist das Bild des Anfangs, der – gemäß der Ordnung der Bibel – in jedem Akt des Bibelgebrauchs – jeweils auf spezifische Weise – in Erscheinung tritt. Mit diesem Gott tritt im Gebrauch der Bibel *jeweils* der universale Herrscher auf den Plan. Sich auf die Bibel einlassen heißt, es mit diesem Gott zu tun bekommen und sich auf diesen Gott einzulassen. Im Umkehrschluss vollzieht sich eine harsche Abgrenzung: Wer sich auf andere Weise auf die Bibel einlässt, wird die Bibel verfehlen oder gar missbrauchen.

Die erste Erzählung von der Schöpfung »im Anfang« präzisiert den Modus göttlichen Handelns. Gott ist in seinem Schöpferwort am Werk: »Es werde ...«; er »sieht« sodann, was aus seinem Sprechen geworden ist, und – wiederum sprechend – (benennt er und) prädiert es schließlich als »gut«, bzw. im Blick auf alles Geschaffene im Zusammenspiel mit dem Menschen als »sehr gut«. Die Präambel der Bibel enthält Grundlinien einer Hermeneutik, die für die Ingebrauchnahme der Bibel im Ganzen in Anschlag zu bringen sind. Was in der Bibel aufgeschrieben ist, steht nicht nur mit Gottes Sprechen in einer Beziehung, sondern drängt zum Verlauten *als* Gottes schöpferisches Sprechen und findet darin seine Bestimmung. Gottes Sprechen schafft. Das Geschaffene *ist* nicht an und für sich, sondern wird in der Folge seines Werdens wieder eigens angesehen und bewertet: zum Segen, und dann aber auch – man

bedenke den Fortgang der Urgeschichte – zum Fluch. Die Prozessualität der Schaffensweise Gottes in Sprechen/Schaffen – Sehen – Präzisieren ist mit Rückkoppelungen und Bewertungen verbunden, die das Schaffen Gottes auf Dauer stellen und für weiteres geschichtliches Handeln in Anspruch nehmen: *creatio continua*.

4 Wahrnehmen

Würde »Anfang« im linearen Sinn, z.B. als Beginn einer Kausal- oder Geschehenskette, im Nachfolgenden aufgehoben und für heutige Betrachter gleichsam zum Verschwinden gebracht, lägen die Formen, in die die Erzählung von der Schöpfung unterrichtlich überführt werden, auf einer Skala, deren Pole *auf der einen Seite* der Mythos (im Sinn einer Erzählung von Göttern) markiert, dessen mögliche »symbolische Bedeutung« für die »Gegenwart« dann erhoben wird; *auf der andern Seite* die sog. Glaubensaussage, die einem rätselhaft glaubenden Ich vorbehalten ist und dem Nichtglaubenden eben verschlossen bleibt. »Glauben« wird dabei zur Aneignung von Vorstellungskomplexen: Bezogen auf den Mythos *muss man eben glauben, dass Gott die Welt an ihrem Beginn geschaffen hat*. Und weil das im Unterricht nicht zu verlangen ist, tendiert die Bearbeitung zu einer Reduktion auf (vordergründig ethische) Gehalte, die mit der Schöpfung (vgl. Gen 1,28) *eigentlich* gemeint seien und innerhalb der lebensweltlichen Ordnungen nachvollziehbare Überzeugungen darstellen: »Bewahrung der Schöpfung«. Allenfalls »Gott« wird als unaufgelöster Rest in der Schwebe eines Symbols belassen, das die Verbindlichkeit der ethischen Einstellung unterstreicht. Die damit nahe gelegte Gottgläubigkeit hat – wenn sie theologisch isoliert wird, mit Christentum wenig oder nichts zu tun.

Ist »Anfang« dagegen ein Urgeschehen, das sich unter wechselnden Konstellationen an der durch ihn eröffneten Bibel immer wieder ereignet, dann ergibt sich zur fast selbstverständlich gewordene Rekonstruktion von *Aufreihungen* biblischer Texte zu einer »Geschichte« eine Alternative. Der Kanon als Ganzes stellt erst einmal ein *Wahrnehmungsfeld* dar, auf dem sich potentiell jeder Punkt mit jedem unter verschiedenen Gravitationskräften zu wechselnden Gewichtungen und Profilierungen zusammenschließen kann. Der Anspruch einer Erschließung der Bibel unter dem Gesichtspunkt: »erst dies und dann das und schließlich jenes« im Umfeld historisch erhobener (bzw. ergrabener) Daten ist unter theologisch-reflexiven Gesichtspunkten natürlich von Bedeutung. Aber der Geltungsanspruch der kanonischen Bibel ist dabei still *voraus gesetzt*; Wer würde sich sonst für die Religionsgeschichte des vorderen Orients interessieren? Ein heutiger religiöser Gebrauch der Bibel wird so nicht tangiert.

Der Kanon der Bibel als Wahrnehmungsfeld: Zwischen dem Innerhalb und Außerhalb des Wahrnehmungsfeldes Bibel liegt eine Grenze, die

unterrichtlich relevant ist. Die Lernenden befinden sich vor ihr, emotional teils näher, teils weiter entfernt. Der Unterricht führt heran und lässt viel Zeit, das Bibelbuch mit Augen und Händen von außen zu betrachten. Ich stelle mir die Inszenierung räumlich vor: In der Mitte des Stuhlkreises liegt das Buch, schwarz mit Goldschnitt »Die Bibel« im Großformat – kein Jugendlicher schlägt so ein Buch von sich aus auf; lauter Gedrucktes, starr, abweisend wie sie ist; höchstens das gelbe Bändchen, das unten herausringelt, zeugt für eine gewisse Lebendigkeit. Der Eindruck von Fremdheit muss im Unterricht ausagiert werden, Gestalt gewinnen, sie steht für die lebensweltliche Unzugänglichkeit des Christentums überhaupt. Aber auch Vorwissen, Erinnerungen an Biblisches mischen sich ein: Was steht drin? Wozu lässt sich das Buch gebrauchen? Eine Antwort heißt: *Die Bibel ist ein großer Baukasten zur Herstellung von christlicher Religion. Ich will diese Antwort mit euch ausprobieren.*

Der Widerwille der Schüler/innen muss zu seinen Gestaltungen finden. Die Zehn Gebote stehen drin: was man nicht tun soll. Vielleicht wird Jesus erwähnt – vielleicht: Jesus ist in der christlichen Religion wichtig, und was man von Jesus wissen soll, steht in der Bibel. Aber ich weiß nicht, ob ich was von ihm wissen will. Auch der Lehrer / die Lehrerin steht vor dieser Grenze; auch er »hat« keinen Jesus zum Besitz. An die Schüler/innen gewandt: In erster Linie stehen in der Bibel keine Wissensstoffe, sondern aus ihr treten Bilder und Klänge hervor. Indem man ihre Wortlaute klingen und Gestalt annehmen lässt, entsteht christliche Religion. Jeder probiert das auf seine Weise, jeder nimmt mit den eigenen Sinnen und mit dem eigenen Körper wahr und lässt die anderen das wahrnehmen, was für ihn stimmig ist. Das ist das Grundgesetz der christlichen Religion. So können wir sie bei uns entstehen lassen, gleichsam zur Probe; jeder auf seine Weise und so, dass er die anderen daran teilnehmen lässt. Und dann können wir zusehen, was sich bei uns entwickelt, und dabei unsere Religion untersuchen.

In der sinnlichen Wahrnehmung tritt – den Gestaltgesetzen entsprechend – aus dem »Hintergrund« des Wahrnehmungsfeldes ein *Vordergrund* hervor, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht und den Hintergrund fokussiert. Der Akt des Wahrnehmens konstituiert durch diese »Figur-Grund-Relation« einen psychophysischen Raum, dessen Richtungssinn nach einem Außen sich von außen her im Inneren des Wahrnehmenden abbildet. Mit Wahrnehmen steht ein individuelles Lernen an, das sich den Dingen aussetzt, ihnen Raum gibt, sich zu zeigen, ohne vorab zu wissen, was sie ausmacht. Die Ähnlichkeit zum künstlerischen Schaffen liegt auf der Hand. In schulischem Lernen begleiten Selbstwahrnehmung, Austausch und Reflexion diese Prozesse.

Auf die Bibel bezogen: Das Wahrnehmungsfeld ist eine spannungsvolle Ganzheit mit unendlich vielen Potentialen und Energien, die im Prozess der Wahrnehmung alle (ohne im Voraus festzulegende Ergebnisse) wechselseitig miteinander in Beziehung treten können. Das Wahrnehmungsfeld induziert Voreinstellungen und wird wiederum durch Voreinstellungen eröffnet. Vergleichsweise gesagt: Die Welt der »Wissensschaft« fordert bestimmte wissenschaftliche Voreinstellungen, kommt

durch sie in Gang und wird durch sie erschlossen; alle Wissenschaften bilden einen spannungsvollen Zusammenhang, in dem grundsätzlich jede Einsicht mit jeder anderen in Beziehung treten kann. So wird auch das Wahrnehmungsfeld der christlichen Bibel von einer spezifischen (religiösen) Herangehensweise bestimmt und wiederum von ihr gestiftet. Wie die christliche Religion das Problem der Voreinstellungen zum Kanon der Bibel gelöst hat, so dass er einerseits christliche Religion freisetzt und andererseits seine Freiheit bewahrt, wird nachher zu zeigen sein.

5 Intermezzo: Rainer Maria Rilke⁶

Rainer Maria Rilke möge meine Andeutungen zu Wahrnehmung konkretisieren. Wird das folgende Gedicht rezipiert, bildet es selber ein Wahrnehmungsfeld.⁷ Es hat keine Überschrift.

Es winkt zur Fühlung fast aus allen Dingen
aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!
Ein Tag, an dem wir fremd vorüber gingen,
entschließt im künftigen sich zum Geschenk.

Wer rechnet unseren Ertrag? Wer trennt
uns von den alten, den vergangenen Jahren?
Was haben wir seit Anbeginn erfahren,
als daß sich eins im anderen erkennt?

Als dass an uns Gleichgültiges erwarmt?
O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,
auf einmal bringst du's beinah zum Gesicht!
Und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.

Ich Sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
Der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.

6 Rainer Maria Rilke, *Die Gedichte*, Frankfurt a.M. 1986 (nach der von Ernst Zinn besorgten Edition der Sämtlichen Werke 1957), ⁹1997, 878f (Gedichte – 1906 bis 1926). Ich danke der Heidelberger Religionspädagogischen Sozietät von Ingrid Schobert und Stefan Weyer-Menkhoff für eine angeregte Diskussion über dieses Gedicht.

7 Über Rilkes Affinität zu E. Husserl vgl. zuletzt Wolfgang G. Müller, Rilke, Husserl und die Dinglyrik der Moderne, in: Manfred Engel und Dieter Lamping, *Rilke und die Weltliteratur*, Düsseldorf/Zürich 1999, 214–235 (Hinweis von Ulrich Löffler, Heidelberg).

Das Gedicht spannt einen Bogen von einem geheimnisvollen Es als erstem Wort zu »der schönen Schöpfung Bild« in der letzten Zeile. Das Es »winkt« und »weht« unter dem Vorbehalt der Unverfügbarkeit (»fast«) aus den »Dingen«, in der phänomenologischen EPIXH. Es hebt die lineare Ordnung der Zeit auf. Der eben gelebte Tag, gegenwärtige Zeit, kommt dem »wir« wirkend aus der Zukunft entgegen und gibt sich in freiem Entschluss »zum Geschenk«. Dieser konstitutive Zusammenhang wird von Fühlen, Memoria, Gedenken, erschlossen.

Die zweite Strophe vollzieht eine Abgrenzung. Frevelhaft wäre es, »unseren Ertrag« zu rechnen! Damit würde lebendig gelebte Zeit der Kalkulation unterworfen, das Zusammenspiel von Künftigem, Gegenwärtigem und Vergangenem aufgelöst. Statt Begegnung wäre die Festlegung auf Gegenstände, Objekte, zur Herrschaft gebracht. Dagegen gilt, »dass sich eins im anderen erkennt«, beegnend, Zeit übergreifend, und zwar »seit Anbeginn«. Letzteres ist im Kontext schwerlich nur individuell-biographisch gemeint, vielmehr handelt es sich dabei um das Grundgeschehen von Leben, dem »Welt« als Ganzheit (in der Schlusszeile fällt dafür ein anderes Wort) erscheint. Das eine, das sich im anderen, und das andere, das sich im einen »erkennt«, bewähren an einander und für einander die Sensibilität für das »Es«, das aus den »Dingen« (auch aus den Menschen) als das Umfassende »zur Fühlung« winkt. Gleichwohl manifestiert sich der »Anbeginn« auch biographisch, etwa – aus anderem Zusammenhang interpoliert – als erste frühkindliche Erfahrung des Wahrnehmens im Wechselspiel des Erkennens, wenn die Mutter dem Kind das Antlitz zuwendet, zur Beglückung in Geben und Nehmen. Dieses Wahrnehmen ist es, das die Subjekt-Objekt-Spaltung überwindet. Vom geheimnisvoll winkenden Es her konstituieren sich »seit Anbeginn« Welt und Leben in sensibler Hingabe an die Dinge.

Wer so im Wechselverhältnis des Erkennens und Erkanntwerdens steht, wird zur Quelle von Wärme. Das dichterische »Wir« wendet sich dem zuvor nur Gleichgültigen jetzt anredend zu: »Haus«, »Wiesengang« und »Abendlicht« (in aufsteigender Linie) und »auf einmal« macht sich das »Es« – »beinah« – an ihnen transparent. In der vertraulichen Betrachtung (»du«) bringen die »Dinge« das Es (wieder unter dem Vorbehalt der Unverfügbarkeit) in einem Wahrnehmungsakt »zum Gesicht«. Dabei ist nicht an romantische Verschmelzung gedacht; das Du steht »an« dem »Wir«, »umarmend und umarmt«.

Der Akzent lag bisher auf den »Dingen«, die sich dem Wir zu Erscheinung und Wahrnehmung bringen. Jetzt, nach einem Innehalten vor den beiden letzten Strophen, geht die Bewegung von einem individuellen Ich aus, das sich mit dem Willen zu wachsen sehend mit der Welt in Beziehung setzt. Beide Richtungen sind komplementär angelegt. Der abschließbare Raum der Wahrnehmung liegt quer zu der objektiviert-veräußerlichten Gegenstandswelt, in einer Aufwärtsbewegung nach oben, wenn die Bewegung von Haus – Wiesengang – Abendlicht hierher übertragen werden darf. »Alle Wesen« sind darauf angelegt, vom Es, das in

den Dingen zur Erscheinung kommt, sich selber umarmend umarmen zu lassen. »Weltinnenraum«: Die Vögel – »durch uns hindurch« – nehmen uns in ihre Aufwärtsbewegung mit, in die Wirklichkeit des Wechselspiels von Wahrgenommenen und Wahrnehmenden. Innerhalb der Wirklichkeit, die sich dem Wahrnehmen anheim stellt, gibt es kein »objektives« Außerhalb. Innen und Außen sind im Hin und Her des Wahrnehmens von Wahrnehmendem aufgehoben. »O, der ich wachsen will, ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum«.

Die drei Erfahrungen der Innen-Außen-Relation der Wahrnehmung (Baum/Wachsen – Haus/Sorge – Hut/Hüten) verwandeln das bisherige »Wir« pointiert in das lyrische »Ich«. Das »Ich« wird in dieser Wahrnehmung konstituiert: als »Geliebter, der ich wurde«. Die Liebe wurde nicht ein für allemal einem Ich in deklaratorischem Akt zugeschrieben, sondern sie wird in der Anrührung durch das »Es« in der Wahrnehmung an und durch die »Dinge« immer neu erfahren. Die Selbstprädikation ist Zusammenfassung des ganzen Gedichts, das die Werdung des Ich zum Geliebten entfaltet. In diesem Vorgang ordnet sich die Welt der Dinge »seit Anbeginn« nicht zur »schönen Schöpfung«, sondern zur »schönen Schöpfung Bild«, an dem das Ich durch sein Wahrnehmen beteiligt und in das es produktiv mit eingegangen ist. »Schön« heißt hier: angemessen, stimmig, sowohl für das Ich als auch für die Dinge auf ihrem Hintergrund. Erst hatte sich Gleichgültiges »an uns ... erwarmt«; jetzt bringt sich im beseligend erfahrenen »Bild der Schöpfung« das Es selbst zur Erscheinung und gibt sozusagen an der Schulter des Ich seinerseits Wärme ab, in Gestalt von Tränen. Das Ausweinen beziehe ich auf die Befreiung, die darin liegt, dass der Status der Gleichgültigkeit von »Dingen« nunmehr im Wahrnehmungsakt in eine umfassende liebesfähige und Liebe gebende Mitgeschöpflichkeit verwandelt ist. Dennoch ist zu beachten, dass die erkannte »Schöpfung« als »Bild« konzipiert ist, das auch hier nicht als eine Verschmelzung oder gar mystische Versenkung des Ich in den Urgrund der »Dinge« zu interpretieren ist.

6 Fahren

Das Gedicht lockt, dem phänomenologisch konzipierten Wahrnehmen die Dimension religiöser Akte einzuspielen. Im Vorgang der Rezitation und dem tastend interpretierenden Nachvollzug stellt sich das Wahrnehmen von selbst ein. Die vom Gedicht verlangte Voreinstellung wird durch das Hören und nachgehende Zurechtlegen wie von selbst »hergestellt«. Die (wiederholte) Rezitation breitet im geschützten Raum eine Atmosphäre aus, die für die aktiv Zuhörenden konzentriertes und sensibles Mitgehen vorgibt. Das zur Fühlung winkende und wehende Es im Gedicht weht die Zuhörenden über die Sprache des Gedichts an.

Die Voreinstellung, die für die Befassung mit der Bibel zu veranschlagen ist, ist mit der Bereitschaft, sich auf Dichtung einzulassen, eng verwandt. Die »phänomenologische Einstellung«, die einer Hermeneutik der Wahrnehmung und der entsprechenden Didaktik zugrunde liegt, hebt auf körperlich-räumliche Vorgänge ab. Die biblischen Worte und Klänge berühren und tragen durch ihre inneren Bewegungen, Bilder und Atmosphären. Was darüber hinaus Probleme macht, ist im Unterricht an der Bibel die *explizite Religiosität*. Die religiöse Ingebrauchnahme kann von der Bibel nicht abgelöst werden. Das heißt aber noch lange nicht, dass sich die Schüler/innen religiöse Einstellungen zuzulegen hätten, bevor sie sich mit der Bibel beschäftigen könnten. Die Unterrichtenden haben Schüler/innen die Bibel nicht zu »vermitteln«; sie bieten vielmehr Experimente an, auszuprobieren, wie ihnen die christliche Religion entgegentritt, wenn sie sich der Bibel aussetzen. Sie erwerben aus Begegnungen die Kompetenz, es geschehen zu lassen, wenn sie – in ihrer jeweiligen Individualität – in Gestaltungsprozesse verwickelt werden. Ein/e Religionslehrer/in achtet darauf, dass im Unterricht Erfahrung und Reflexion im Gleichgewicht sind und die Ausgänge aus der Religion jederzeit offen stehen.

Eine weitere Erinnerung, diesmal aus meiner späten Schülerzeit: Ähnliche Erfahrungen haben mir heutige Studierende erzählt: Ein kleines Häuflein von älteren Schülern und Studenten kamen in der Bonner Universität zusammen, um an einigen Abenden »Gregorianik« kennen zu lernen. Der Kantor, ein würdiger Herr in Schwarz und mit Nelke im Knopfloch, kam aus der Kirchlichen Arbeit Alpirsbach.⁸ Er legte großen Wert darauf, dass es um die Ausübung einer Kunst gehe. Nicht religiösen Gefühlen Ausdruck geben, nicht in religiösen Gefühlen schwelgen! Kunst müsse man eben können, folglich üben. Die Ausübung von Kunst sei *per se*: den Schöpfer ehren ...! Es wurde diszipliniert geübt. Wir besendeten die Abende mit der Komplet, dem letzten der klösterlichen Stundengebete. Die einzelnen Stücke rauschten an mir vorbei: das Sündenbekenntnis, die Psalmen, der Hymnus, die Versikel, Lesungen und Gebete. Sie bildeten ein dichtes Wahrnehmungsfeld mit viel Bewegung und wechselnden Energien. Das alles war Hintergrund: Aber ein einzelner Halbvers suchte mich und prägte sich mir tief ein. Es war der Beginn des Lobgesangs vom greisen Simeon (Lk 2,29ff): »Herr, nun lässtest du deinen Diener in Frieden fahren, / Atempause / wie du gesagt hast.«

Die wenigen Worte in der einfachen Psalmodie stellen sich mir seither immer wieder ein, in fröhlichen Aufbrüchen und in traurigen Abschieden und zwischendurch. Nicht als ob es da irgendetwas zu glauben gäbe. Ich bin wirklich nicht der alte Simeon! Ich habe kein Kind auf dem Arm. Ich gebe auch nicht einem Etwas Ausdruck, von dem ich überzeugt wäre. Die Zeile kommt mir einfach so auf die Lippen. Ohne mein Zutun fangen die Worte an, im Fluss des gleichmäßigen Singens zu tragen; sie umhüllen mich mit einer wunderbaren festlichen Gelassenheit. Es erhebt sich nicht einmal die Frage, ob ich diesen »Herrn« ehrlicher Weise anreden könne, und dann auch noch als sein »Diener«. Die Berufung auf die Verheißungen Gottes im zweiten Teil des Halbverses ist – bei aller Sym-

8 S. www.kaalpirsbach.de.

pathie für ihre Theologie – in meiner Wahrnehmung nicht mehr als das sichere, aus sich selbst fortdauernde »Fahren«, wohin auch immer.

7 Bekennen

Die Bibel ist *der heiligen allgemeinen christlichen Kirche* vorgegeben. Ohne Kirche gäbe es in der Schule keine Bibel. Die Kirche ist nicht die Herrin über die Bibel, sondern umgekehrt, sie verdankt sich ihr und ist an sie gebunden. Indem sie die Bibel sprechen und klingen lässt, entsteht sie in ihren Gottesdiensten immer wieder neu. Sie *wird* christliche Kirche, indem sie sich durch die Bibel dazu machen lässt. Natürlich, durch Christus und den Heiligen Geist, die sich aber wiederum *durch die Bibel* in jeder Gegenwart zur Erscheinung bringen. Man denke an das Heilige Abendmahl: Aus den am Altar rezitierten, klingenden Einsetzungsworten der Bibel bringt der Liturg Christus in Gestalt von Brot und Wein zur Gemeinde: »Nehmet hin und trinket alle daraus!« Der (liturgisch) gestaltete Wortlaut der Bibel wird zum Raum, in dem sich christliche Religion vollzieht und die Beteiligten einbezieht: Nicht eine dogmatisch festgelegte, sondern eine »zur Fühlung« anwehende, aber immer auch in der Handlung »gebrochene« Realpräsenz. *Die Bibel ist »Heilige Schrift«, weil sie die Gegenwart des Heiligen wahrnehmbar macht.*

Die Angewiesenheit der Kirche auf die Heilige Schrift ermöglicht Christen Freiheit von religiösen Zwängen. Christen müssen ihre Religion, »das Glauben«, nicht aus sich heraus als Betroffenheit oder Überzeugung zustande bringen, sondern sie leihen ihre Darstellungskraft der Bibel und können abwarten, was sich dabei kraft des Heiligen Geistes tut: Das ist das urevangelische Anliegen des *extra nos*. In diesem Zusammenhang wird aus der Bibel »Heilige Schrift«. (Unnötig zu sagen, dass »Kirche« in diesem Zusammenhang mit den verfassten Amtskirchen nicht zu verwechseln ist – obwohl sie andererseits auch wieder ohne Organisationsgestalt nicht zu denken ist.)

In der Ursprungsgeschichte des jungen Christentums war der Prozess der Kanonisierung der Schriften begleitet von der Ausbildung von Bekenntnissen. KYPIOS XPICTOΣ, »Christus der Herr«, ist als Akklamation eine der Urformen christlicher Bekenntnisbildung. Mit dem Ausrufen der Worte ist der angerufene Christus in seiner Gemeinde als ihr Herr gegenwärtig. Die Formel liegt bereits den Paulusbriefen voraus. »Hosianna« als Übersetzung des griechischen KYPIE ELEISON führt in dieselbe Richtung: Erschien der römische Kaiser in einer seiner Städte, wurde er mit diesem Ruf empfangen. Damit wird nicht ein Sündenbekenntnis ausgesprochen (wie in neuprotestantischen Gottesdiensttagenden), sondern die Akklamation ist die Reaktion auf die Epiphanie des Gottkaisers, der wiederum durch die Akklamation als Gott erscheint. Der Kaiser seinerseits konnte sich daraufhin der ihm zugeschriebenen göttlichen Großmut nicht entziehen und wird sich durch entsprechende Zuwendungen erkenntlich gezeigt haben.

Ich sehe durch diese Formeln das Neue Testament (und die ganze Bibel) auf diesen Gebrauch hin ausgerichtet. Das Bekenntnis ist die Gebrauchsanweisung für die christliche Bibel: Mit den Wortlauten der Heiligen Schrift wird der sich zur Erscheinung bringende Gott begrüßt (und zeigt sich nicht anders als im Gebrauch der Heiligen Schrift). Würde der Bezug der Heiligen Schrift auf die gottesdienstliche Ausübung der christlichen Religion in der Schule ausgeblendet, wäre sie um ihren Gebrauchswert gebracht.

Zum *Apostolikum*. Was das Credo sagt, steht alles in der Heiligen Schrift. Und umgekehrt: Was die Heilige Schrift sagt, sagt auch das Credo. Es setzt den Rahmen (die »Voreinstellungen«) auf dem Weg in die Bibel. Das Credo wird von der *Gemeinde* gesprochen (seit viele Prediger sich im Kirchenkampf ihren eigenen Reim, nämlich einen deutsch-christlichen auf die Bibel gemacht hatten). Das Credo wird im Gottesdienst vor der Verlesung des Predigttextes und der Predigt gesprochen. (Nach der Predigt würde es besagen: Dank unsrem Prediger wissen wir jetzt wieder, was wir glauben müssen!).

Alle drei Artikel stehen unter der Einleitung: »Ich glaube ...« Damit ist nicht gemeint, dass ich mir die Formulierungen zu Eigen gemacht und als Tatbestände verinnerlicht hätte. Vielmehr: Der Raum, den die Heilige Schrift im Klingen aus sich heraus entfaltet, ist durch eine dreifache Ausrichtung strukturiert. Er wird von Gott, dem einzigen Zentrum von Allmacht über Himmel und Erde, schlechterdings Furcht erregend, durchdrungen: Sein Schöpfertum ist dunkel und unerforschlich. Indessen wird er von uns, vom zweiten Artikel her, *durch* den »Sohn«, als »Vater« auf seine Verheißungen hin, angesprochen und in Anspruch genommen. »In Christus« ist der Schöpfer »Vater«, außerhalb von Christus ist er schlechterdings nicht zu benennen.

Was der »Sohn« ist, entfaltet sich als eine kosmische Bewegung durch Raum und Zeit, sowohl Raum als auch Zeit grundsätzlich neu strukturierend. Der Sohn kommt auf uns zu, vom unerforschlichen Machtzentrum Gott her und ist uns (der gottesdienstlichen Gemeinde) gesetzt als unser »Herr«. Die Bewegung zu uns durchläuft das weihnachtliche Mysterium, die »Jungfrau Maria«, und nimmt in unserer Welt das Leiden, die Kreuzigung, das Sterben und das Begräbnis auf sich. Nach der Kehre im Totenreich durchläuft er das zweite Mysterium »am dritten Tage«, Ostern, und bewegt sich wieder zum Zentrum der Allmacht »zur Rechten Gottes«, wo er unser Leiden und Sterben vertritt. Alle menschlichen Zeitordnungen aufhebend kommt der »Sohn« in einer weiteren Kehre von der Rechten Gottes her wieder auf uns zu, »zu richten die Lebenden und die Toten.«

Der zweite Artikel bildet sich sinnfällig im Kirchenjahr ab und wird in der christlichen Ordnung des Jahres nachbuchstabiert. Die Bewegung des Christus ist ein Vorgang, der jeder Befassung mit einem Wortlaut der Heiligen Schrift zugrunde liegt: Die ausstrahlende Zone des Allmächtigen wird verbunden mit unserer Gegenwart und unseren Toten –

und Christus kommt uns am Ende (unserer) Zeit von der Herrlichkeit Gottes her entgegen und fordert unsere Verantwortung. Das alles wird unter dem Rezitieren zu einer (religiösen) Wirklichkeit eigener Art.

Aus der Christusbewegung des zweiten Artikels fließen die Gaben des Heiligen Geistes. Ich habe ja von ihnen auch nur eine vage Ahnung. »Im Haben« wären sie schon vertan. Im Fluss des fließenden Sprechens – von der »heiligen christlichen Kirche« bis zum »ewigen Leben« – entfaltet sich spürbar das Getragen- und Umgebensein. Vielleicht sind alle Gaben des Heiligen Geistes nur Entfaltungen der *einen* bestimmten: Ich erhalte »Vergebung der Sünden«, indem ich mir den leidenden und auferstandenen und wiederkommenden Christus in Brot und Wein und in vielen Auslegungen der Heiligen Schrift andienen lasse?

Der Rahmen dieses dreidimensionalen Raumes, in den sich die Heilige Schrift entfaltet, weist das christliche Verständnis der Heiligen Schrift aus. Das Geschriebene, der Text, der Buchstaben bringt für sich allein das Christliche nicht zum Vorschein. Die Heilige Schrift lässt vier Evangelien nebeneinander stehen, die alle voneinander abweichen und den zu uns kommenden Christus nicht auf einen Punkt bringen. Das Geschriebene ist Ausgangspunkt und weit geöffnet für lebendige Gestaltungsprozesse. Bei aller Treue zum geschriebenen Ausgangspunkt: Das Ergebnis ist Geschenk, Geschenk des Heiligen Geistes. Es kommt anderes heraus als am Anfang gedacht. Kein Wunder, dass die Schule der Kompetenzen mit der Heiligen Schrift ihre Schwierigkeiten hat und es lieber mit wissenschaftlich kommentierten »Texten« einer Bibel zu tun hätte. Wahre Kompetenz jedoch fängt erst da an, wo Ergebnisoffenheit den Horizont bestimmt.

7 Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments

Die didaktisch wichtigste Stelle in der Heiligen Schrift ist der leere Platz zwischen dem Alten und Neuen Testament: Was sich da an Spannungen und Energien überkreuzen! Das Ineinandergreifen und wechselseitige Abstoßen dieser beiden Teile sehe ich für die Wahrnehmung des ganzen Buches als Drehpunkt an. Nach den wuchtigen großen Prophetenbüchern bietet die Folge der kleinen Propheten den Abschluss. Maleachi verweist als Schlusspunkt auf den großen und schrecklichen Tag des Herrn, der am Ende kommen wird. Der Prophet Elia, der lebend in den Himmel entrückt worden war (2 Kön 2,11), werde dann wieder kommen und die Herzen der Väter und Söhne miteinander versöhnen (Mal 3,23f). – Pause. – – Pause. – Dann setzt Matthäus mit der Geschichte von Jesus Christus ein und bindet die Geschichte Israels in den Stammbaum von Jesus ein, der von Abraham gradlinig direkt auf Jesus zuläuft: Jesus der *Elia redivivus*.

Matthäus kann die Geschichte Jesu, besonders die seiner Kindheit, aus Sprüchen, »Reflexionszitaten« (Mt 2,13ff), des Alten Testaments durch-

konstruieren. Das Alte Testament drängt dazu, in Jesus seine Sinnerfüllung zu erhalten. Und umgekehrt: Wer mit der Passion Jesu im Kopf und im Herzen den 22. Psalm hört, hört die Psalmen unmittelbar durch Jesus hindurch tönen; sie sind für die christliche Wahrnehmung Worte von Christus. Bei Lukas gar (3,23ff) wird der Stammbaum Jesu über Adam direkt bis zu Gott zurück verlängert, auf den ewigen Gott noch vor der Schöpfung. Programmatisch steil und als neue Perspektive für den ersten Schöpfungsbericht ist der Prolog des Johannesevangeliums: »Im Anfang war das *Wort* (= Christus, der Logos, das Schöpferwort), und das Wort war bei Gott.« Christus umfasst in seiner Gotteszeitlichkeit den Alten Bund und bringt sich aus allen Poren des Alten Testaments zum Vorschein. Die Himmelfahrt des Elia und die Himmelfahrt Jesu überlagern sich: Das eine ist nicht das andere, und doch überblenden sie sich in meiner bildlichen Wahrnehmung wechselseitig. Sie verbinden sich zu einer und doch wieder zu ganz verschiedenen Bahnen, die – während die Geschichten erzählt werden – den Blick zum Himmel lenken und – in religiöser Wirklichkeit – am Himmel Gottes orientieren.

Die junge Christenheit der ersten Zeit kommt mit den Schriften des späteren Alten Testaments vollkommen aus; jedoch (meist) in der alten griechischen Übersetzung, der Septuaginta. Der Gottesname ist dort mit KYPIOS wiedergegeben, wird also primär als der auferstandene und in seine Gemeinde einziehende Christus wahrgenommen. Die christliche Bibel besteht in ihrem Ursprung nicht aus einem jüdischen und einem christlichen Teil, sondern ist christlich *ein* Wahrnehmungsfeld, in dem sich in der Verschiedenheit »eins am anderen erkennt«. Die Bibel der Juden ist hingegen eine ganz andere Größe, obwohl sie und das Alte Testament im Wortbestand *idealerweise* identisch sind.

Es ist Christus, der die christliche Heilige Schrift durchzieht und durch sie auf uns Menschen zukommt. Das ist für die Schule die eigentliche harte Kost. Wenn überhaupt, so haben wir es doch mit Jesus zu tun, mit Geschichten der Evangelien, in denen er es mit schwachen und armen Menschen gut meint und die Liebe Gottes ausstrahlt. »Christus« – gibt es das überhaupt noch in unserem Sprachgebrauch? Muss das sein? Das Wort Christus bzw. der Titel (Christus = der Gesalbte, der Messias) wird es wohl nicht tun. Und doch steckt ein sachliches Problem dahinter: Jesus ist gestorben – und Jesus Christus ist auferstanden und lebt, wenn anders wir die Bibel ernst nehmen. Ich setze noch einmal beim Gesamtzusammenhang der Heiligen Schrift an. Einer der wichtigen Stränge der Heiligen Schrift ist das große Thema des menschlichen Leidens. Abel ist im Zorn von Kain erschlagen worden. Israel hat auf Befehl seines Gottes in gerade eroberten Städten wie selbstverständlich alles Leben ausgelöscht. Die Psalmen geben der Klage über das Leiden Sprache und Richtung. Hiob leidet (weil Gott eine blöde Wette angenommen hat). Bei Propheten bekommt man den Eindruck, dass Leiden geradezu zur Berufsausübung gehört. Sie haben es zu büßen, wenn die Mächtigen Gottes Wort nicht ertragen können. Johannes der Täufer ist enthauptet worden.

Wenn der Apostel Paulus nicht gerade auf Reisen ist – so könnte es scheinen –, liegt er angekettet in einem Gefängnis. Ganz hart ist das Lied vom Gottesknecht Jes 53, der das Schicksal Israels, Jesu (so oder so) abbildet. Ja, Jesus: Der geschundene Leib des Erstickten hängt in vielen christlichen Kirchen am Kreuz, in der Frontalansicht, mit angenagelten Armen als Vollplastik. Die Heilige Schrift sucht das Leiden nicht und verklärt es nicht. Aber sie nimmt es ernst. Vielleicht so ernst wie sonst keine Religion, ausgenommen das Judentum. Das Bild des Gekreuzigten markiert die Stelle, wo das Leiden in Gott eingedrungen ist.

In der Wahrnehmung, vielleicht unter Liturgie und Predigt, vielleicht unter alter oder neuer Musik, überblenden sich wechselseitig das Bild des Gekreuzigten und das Bild des Auferstandenen (bitte: mit den Nägelmalen!). Sie gehören zusammen wie hell und dunkel, beides ist nicht im selben Augen-Blick zu haben. Der *Zwischenraum* macht die christliche Religion aus. Der Gekreuzigte starr, der Auferstandene in Bewegung, in einer Bewegung auf uns zu, ohne dass wir ihn mehr als erahnen. Er kommt vom letzten Ende der Welt. Eine unerklärliche Liebe macht uns froh, nein: selig. Aber alles ist auch wieder ganz anders, wir wissen nicht, wie.